

Rolf Erne
Karin Olbrecht

RERNE@HOTMAIL.COM
KARINOLBRECHT@HOTMAIL.COM
HB9TPP@WINLINK.ORG

SY NØRD – NEWS 19

DATUM: 6. September 2006
POSITION: 16°40' Süd / 151°29' West
WETTER: leicht bewölkt, 17-20 Knoten Wind



Vor mehr als 2 Monaten: NØRD vor Anker in der Lagune südlich von Papeete – im Hintergrund Moorea

Liebe Freunde

"Lieber Rolf, liebe Karin! Ich bin ganz gerührt über Euern langen Brief aus einer mir sehr fernen Welt. Gauguin hat sie uns vielleicht ein bisschen näher gebracht. Aber im Grunde ist das für die Hiergebliebenen ein unwirkliches Wunderland, wo Ihr jetzt seid. Ich mag Euch das sehr gönnen, beneide Euch nicht mal drum, aber wünsche Euch von Herzen, dass Ihr über alle Fährnisse gut hinwegkommt."

"Das Revier, in dem Ihr euch jetzt befindet, ist das, von dem Ich am meisten träume."

Morgen sind es auf den Tag genau 4 Monate, seit wir in Hanavave auf Fatu Hiva nach unserer 24-tägigen Überquerung von den Galapagos zu den Marquesas vor Anker gegangen sind.

Woran liegt es, dass ich mich dieses Mal kaum dazu aufraffen kann, unsere Erlebnisse zu Papier zu bringen, mich nicht entscheiden kann, was ich schreiben soll und mir all die Eindrücke der letzten Monate einfach nicht wie gewohnt vor dem inneren Auge sinnvoll geordnet erscheinen wollen? Liegt es am "unwirklichen Wunderland", welches sich offenbar schwer fassen lässt, nachdem es ein halbes Jahrhundert lang für alle Südseefantasien, -illusionen und -projektionen der Europäer und Amerikaner herhalten musste? Liegt es daran, dass nicht nur der geografische Abstand, sondern auch die emotionale Distanz zur Welt und zum Alltag zuhause stets grösser werden? Liegt es daran, dass angesichts der unendlichen blauen Weite

des Pazifiks alles Andere klein und unwesentlich zu erscheinen beginnt?

Nicht dass wir in all diesen Monaten nichts erlebt hätten was eine Erwähnung lohnte – im Gegenteil. Vielleicht ist es gerade die Überfülle von neuen Eindrücken eines uns bisher unbekanntem Erdteils – vielleicht ist es aber auch der eigentliche Zauber der Südsee, dass die Zeit hier anders tickt und wir uns etwas von der geruhsamen, heiteren Lebensart haben anstecken lassen.



Karin im Gespräch mit 2 Frauen in Hanavave, Fatu Hiva

Tatsächlich haben wir da und dort – meistens unverhofft bei Wanderungen, beim Autostopp oder bei spontanen Begegnungen und Gesprächen – das viel beschriebene Südsee-Paradies im Kleinen noch gefunden. Die Zeiten Gauguins sind aber auch hier definitiv vorbei!

"Der Tod des Königs Pomaré stimmt mich traurig. Tahiti wird nun ganz französisch werden, und mit der Zeit wird der alte Zustand der Dinge dahinschwinden. Unsere Missionare haben schon viel protestantische Heuchelei hierher verpflanzt und einen Teil der Poesie zum Verschwinden gebracht."

Paul Gauguin in einem Brief an Mette, Juli 1891

Durch meinen kurzen Heimaturlaub und einen Abstecher zu den Osterinseln war Karin insgesamt fast einen Monat lang länger auf den Inseln, vor allem in Tahiti und Moorea. Sie hat in dieser Zeit durch die vielen Wanderungen und Begegnungen mit den Einheimischen einen vertieften Einblick in den hiesigen Alltag abseits der Touristenströme erhalten. Je länger wir jeweils auf einer Insel sind, desto vernetzter werden die Beziehungen und desto vertiefter die Bindung. Es ist unser Los, dass wir uns immer wieder davon losreißen müssen!

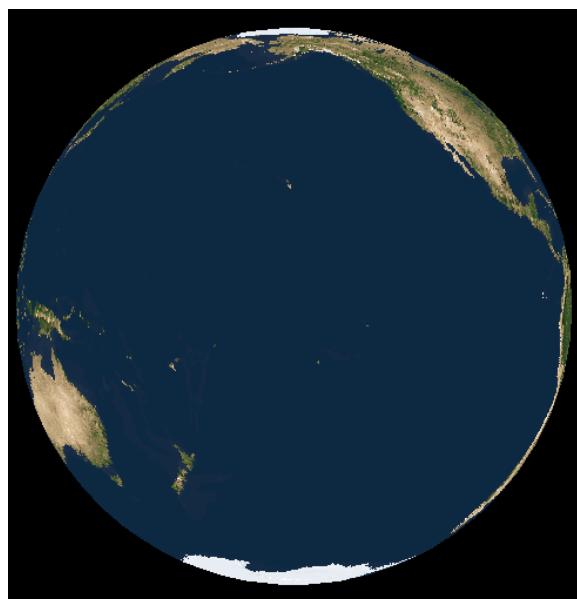
Was das Segeln betrifft, mussten wir unsere "paradiesischen" Vorstellungen ebenfalls etwas korrigieren. Unstete Wetterverhältnisse, stark wechselhafte Winde, tiefe und rollige Ankerplätze auf Korallengrund und eine schnell sich aufbauende kurze Windsee in den ansonsten hervorragend geschützten Lagunen machten dieses Jahr das Bordleben "abwechslungsreich" und "interessant". Nach Aussage vieler Einheimischer war der Juli viel regenreicher als gewöhnlich und allgemein hätte sich auch hier das Klima in den letzten Jahren verändert. Auf klare Jahres-, respektive Trockenzeiten, sei auch hier kein Verlass mehr. Dafür entschädigen spektakuläre Inselsilhouetten, üppiges Grün an Land, unbeschreibliche Farbenspiele zwischen Riff und Lagune und die wunderbare Herzlichkeit und Heiterkeit der Einheimischen.



Riffsaum im Süden von Huahine

Leider läuft unsere Aufenthaltsgenehmigung für Französisch Polynesien in 3 Tagen ab. Zeit also für eine Rückschau – wir gehen nicht gerne weg von hier...

BLAUER PLANET



Schon der Entdecker gab ihr den heute noch gebräuchlichen Namen: "Südsee" nannte Vasco de Balboa die ungeheuren Wassermassen, die er als erster Europäer 1513 nach der Durchquerung des Isthmus von Panama zu Gesicht bekam.

Die Zweite Bezeichnung stammt von Ferdinand Magellan, der das Meer nach einer sturmlosen 100-Tage-Fahrt 1520/21 überquerte und es deshalb "Pazifik", also "Stiller Ozean" taufte.

Populär wurde das grösste aller Meere – es umfasst 32% der Erdoberfläche – auch schlichtweg als der "Grosse Ozean". Ein Begriff, den der französische Geograph Philippe Buache 1752 einführte.

Der Pazifische Ozean enthält über die Hälfte des nicht als Eis gebundenen Wassers des Planeten. Abgesehen von den Randmeeren am unregelmäßigen Westrand beträgt die Gesamtfläche des Pazifischen Ozeans etwa 166 Millionen Quadratkilometer und ist somit erheblich größer als die gesamte Landmasse der Erde. Die größte Länge beträgt von der Beringstraße bis zur Antarktis etwa 15'500 Kilometer, die größte Breite von Panamá bis zur Malaiischen Halbinsel etwa 17'700 Kilometer. Die mittlere Tiefe des Pazifiks beträgt 4'282 Meter;

Im Pazifischen Ozean gibt es insgesamt mehr als 30'000 Inseln vulkanischen Ursprungs, deren Oberfläche zusammengenommen jedoch nur 0,25 Prozent der Gesamtoberfläche des Pazifiks ausmacht.

Das Wort Polynesien entstand aus zwei griechischen Wörtern, die „viele“ und „Inseln“ bedeuten. Die Hawaii-Inseln bilden die Spitze des polynesischen Dreiecks im Norden; Neuseeland (das nur im weiteren Sinn zu Ozeanien gezählt wird) und die Osterinsel begrenzen Polynesien im Süden. Weitere polynesische Inseln und Inselgruppen sind Kiribati, Tuvalu, Tokelau, Tonga, Wallis und Futuna, die Marquesas-Inseln, die Cook-Inseln, Französisch-Polynesien, Pitcairn sowie Niue. Völkerkundliche Beschreibungen schließen manchmal auch Fidschi mit ein, weil ein beträchtlicher Teil seiner Bevölkerung polynesischer Abstammung ist. Neuseelands Ureinwohner, die Maori, sind ebenfalls ein polynesischer Volksstamm.

Man nimmt an, dass Zentralpolynesien erstmals vor etwa 3 000 bis 4 000 Jahren durch Völker aus Melanesien besiedelt wurde. Eine zweite Wanderbewegung ist neueren Datums und fand ab etwa 300 n. Chr. statt.

QUELLEN:

Microsoft Encarta Enzyklopädie
Die Entdeckung der Südsee, Abenteuer Geschichte Bd.14, Ravensburger

FRANZÖSISCH POLYNESIEN



Moorea, Opunohu Baie



Moorea Luftaufnahme (QUELLE: Internet)



Huahine Luftaufnahme (QUELLE: Internet)

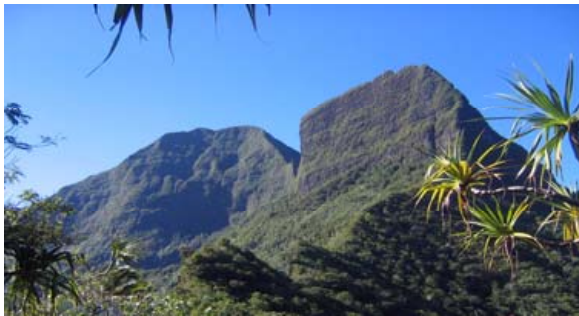


Brandung vor Tahiti (QUELLE: Internet)



Huahine: Parea Bucht

Französisch Polynesien gliedert sich in fünf Archipele mit insgesamt 120 Inseln: die Gesellschaftsinseln, den Tuamotu-Archipel, die Gambler-, die Austral- (Tubual-Inseln) und die Marquesasinseln. Die Archipele liegen weit voneinander entfernt und sind über eine Meeresfläche von etwa vier Millionen Quadratkilometern verstreut (rund 100-mal die Fläche der Schweiz). Die Gesamtfläche von Französisch-Polynesien beträgt 4167 Quadratkilometer. (CH: 41'285 km²)



Moorea: Mt. Tohivea

Ein Teil der Inseln ist vulkanischen Ursprungs, viele andere sind Korallenatolle. Auf den Inseln herrscht feuchttropisches Klima.



Vegetation im Innern von Tahiti



Im Truck auf Huahine

Die Einwohnerzahl beträgt etwa 230 000. Amtssprache ist Französisch, doch sind auch ver-

schiedene polynesische Sprachen verbreitet. Die Bevölkerung besteht zu 83 Prozent aus Polynesiern, darüber hinaus leben auch zahlreiche Chinesen und Europäer auf den Inseln. Protestanten stellen mit 54 Prozent die stärkste Glaubensgemeinschaft, 30 Prozent der Bewohner bekennen sich zur katholischen Kirche. Hauptinsel Französisch-Polynesiens ist Tahiti mit rund 120 000 Einwohnern. Auf dieser Insel befindet sich auch die Hauptstadt Papeete, in der etwa 23'600 Menschen leben.



Kopratrocknung in Ormoa, Fatu Hiva

Die Wirtschaft wird vom Agrarsektor dominiert, wichtigste Anbauprodukte sind tropische Früchte, Vanille, Kokospalmen und Kaffee. Exportiert werden vor allem Zuchtperlen, Kopra und Kokosöl; bedeutende Handelspartner sind Frankreich, die USA, Australien und Hongkong. Weitere Einnahmequellen sind Fischfang und Tourismus.



Moorea: Beachcomber Hotel

Die Inseln der fünf Archipele erhielten 1842 den Status französischer Protektorate, später von Kolonien. Den Bewohnern wurde 1945 die französische Staatsangehörigkeit zuerkannt. 1958 entschied sich die Bevölkerung mehrheitlich für den Status eines Überseegebiets innerhalb des französischen Hoheitsgebiets. 1977 erhielten die Inseln erweiterte Autonomie und 1996 erweiterte Selbstverwaltungskompetenzen.

QUELLE: Encarta Enzyklopädie

COOK UND CO.

Off stellen wir uns unterwegs vor, wie es die vielen Seefahrer vor uns mit primitivsten Mitteln schafften, die weiten Ozeane zu überqueren und ihre Position annähernd zu bestimmen. Betrachtet man die alten Karten, muss man über deren Genauigkeit staunen im Wissen, dass für eine genaue Längenbestimmung ein Chronometer fehlte und für die Bestimmung einer Position umfangreiche Berechnungen ohne Zuhilfenahme von heute bekannten Tabellen erforderlich waren. Zugegebenermassen spielte die Phantasie manchem Kapitän einen Streich. Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden phantastische Inseln in neuen Karten fleissig reproduziert, obwohl sie gar nie existierten. Manch ein Wrack auf den unzähligen Riffs der niedrigen Atolle zeugt von der Schwierigkeit der Navigation in diesen Zeiten. Kaum vorstellbar die Mühen und Entbehrnisse auf diesen Schiffen bei den Entdeckungsfahrten entlang der Antarktis auf der Suche nach dem sagenumwobenen Südkontinent und dem Seeweg ums Kap Hoorn. Der Mythos eines südlichen Kontinents war schon in der Antike entstanden; die Griechen hatten geglaubt, südliche Landmassen müssten ein Gegengewicht zu den nördlichen bilden. Ptolemäus (um 150 n.Chr.) und manche mittelalterlichen Geographen füllten die südliche Hemisphäre deshalb mit einem riesigen Erdteil. Gut nachvollziehbar auch die Meuterei auf der Bounty, nachdem das Schiff mehr als ein halbes Jahr im paradiesischen Tahiti vor Anker gelegen hatte und die Mannschaft alle Freuden dieser Insel kosten konnte. Wie einfach ist dagegen unsere heutige Reise mit genauen Karten, GPS, elektronischen Hilfsmitteln und regelmässigen Wetterberichten!

Folgende Auszüge aus dem Buch "Die Entdeckung der Südsee – auf der Suche nach der terra australis" mögen unseren Respekt vor diesen Leistungen dokumentieren:

1520: FERNÃO DE MAGALHÃES

Nach mehr als einem Monat gefährlicher Fahrt durch einen bisher unbekanntes Meeresarm, die spätere Magellanstrasse im Süden von Argentinien und Chile, erreicht die Flotte Magellans am 28. November 1520 den Pazifik.

Überzeugt davon, dass der Pazifik nur ein schmaler Meeresstreifen sein kann, macht Magellan einen verhängnisvollen Fehler: Er versorgt sich nicht ausreichend mit Lebensmitteln und Wasser. Der Hunger wird bald spürbar.



"Wir mussten drei Monate und 20 Tage ohne Vorräte und Stärkung auskommen. Wir ernährten uns nur von altem, zerbröseltem Zwieback"

voller Würmer, der grässlich nach dem Kot der Ratten stank, die das, was noch gut war, gefressen hatten. Das Trinkwasser war verfault. Schliesslich assen wir das Ochsenleder, mit dem die grosse Rahe besetzt war, und ausserdem viel Holz und Ratten."
Pligafetta

1595: ALVARO DE MENDAÑA

Auf seiner zweiten Reise landet Mendaña auf Fatu Hiva und nennt die Inselgruppe nach dem spanischen Vizekönig "Las Marquesas de Mendoza". Mit dieser Expedition beginnt das mörderischste und traurigste Kapitel aller europäischen Entdeckungen in der Südsee. Von weitem wirkt die Insel unbewohnt, beim Näher kommen rüden jedoch rund 400 Eingeborene zum spanischen Schiff. Ihre Haut ist hellbraun, das Haar lang und lose, sie sind nackt und ihre Körper tätowiert. Als sie an Bord zu neugierig werden, lässt Mendaña eine Kanone abfeuern, worauf sie über Bord springen. Als Vorsichtsmassnahme erschossen darauf die Spanier einige Männer in Sichtweite und als Abschreckung hängen sie bei ihrem Landlager auf der Insel Tahuata drei Leichen auf. Die Spanier hinterlassen bei ihrer Abfahrt drei grosse Kreuze, die Syphilis und rund 200 tote Marquesianer.

1610: JACOB LE MAIRE UND WILLEM CORNELISZ SCHOUTEN

Die holländische Ostindische Kompanie, gegründet 1602, reisst die Herrschaft über die bisher portugiesischen Molukken an sich und beginnt damit, die Vorherrschaft Portugals und Spaniens über die Welt zu untergraben. Sie schickt Expeditionen in alle Teile der Welt.

Um 1610 stellt sich Isaac Le Maire, ein Amsterdamer Grosskaufmann, gegen das Monopol der Kompanie im fernöstlichen Handel. Da die Kompanie die wichtigen Seewege um das Kap der guten Hoffnung und die Magellanstrasse kontrolliert, bleibt nur die Suche nach einer neuen Route: Jacob Le Maire und Cornelisz Schouten umrunden als erste die Südspitze Südamerikas und taufen das Kap nach einem ihrer Schiffe, der "Hoon".

1650-1750: STAGNATION

Nach der Reise von Tasman auf der Suche nach dem "australischen Kontinent" und der Entdeckung Neuseelands geht Mitte des 17. Jahrhunderts ein Abschnitt der Entdeckungsfahrten zu Ende. Bis dahin erbringen die Reisen im Wesentlichen enttäuschende Ergebnisse. Dafür gibt es verschiedene Gründe: wenig widerstandsfähige Schiffe, ungeeignete Navigationsinstrumente, mangelhafte Organisation und Methoden. Fast alles ist der Initiative des einzelnen überlassen, und die meist kommerziellen Zwecken dienenden Erkenntnisse behält jeder für sich. Jedes Land, jeder Kapitän hält sein Wissen möglichst geheim, um zu verhindern, dass die Konkurrenten Nutzen daraus ziehen können. So kommt es zu keinem echten Wissenszuwachs.

Erst durch die grossen wissenschaftlichen Entdeckungen zwischen 1620 und 1650 und durch das Entstehen wissenschaftlicher Gesellschaften in Italien, Frankreich und England beginnen sich die Dinge zu ändern. Es ist das Zeitalter, in dem in Paris und Greenwich erste astronomische Observatorien eingerichtet werden. Der französische König Ludwig XVI. und König Karl I. von England unterstützen diese Unternehmungen. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse werden publiziert. Doch diese wissenschaftlichen Anstrengungen tragen erst im 18. Jahrhundert ihre Früchte. Denn obwohl sich eine breitere Öffentlichkeit für die Entdeckungsreisen zu interessieren beginnt, fördern die fast ununterbrochenen

Kriege in Europa zwischen 1688 und 1713 die Ausrüstung neuer Entdeckungsreisen nicht gerade.

Ab 1750 erhalten vor allem in Frankreich Offiziere der Kriegsmarine eine umfassende Ausbildung. Einige von ihnen werden sogar bedeutende Astronomen oder Mathematiker. Das Aufgabengebiet vor allem der Kapitäne ändert sich entscheidend. Sie müssen zwar weiterhin gute Seeleute, oft aber gleichzeitig auch Wissenschaftler sein. Nicht selten sind sie Angehörige einer Akademie. Die Offiziere, die mit der Expedition betraut werden, erhalten von den Regierungen, welche die Organisation und Finanzierung nun in die Hand nehmen, vor dem Beginn der Reise präzise Anweisungen über den geografischen Raum, in dem sie zu segeln und zu forschen haben, und darüber, welche Informationen sie einholen sollen. Von nun an befindet sich auch immer eine Gruppe von Wissenschaftlern der verschiedensten Fachgebiete an Bord. Die Geheimhaltung verschwindet und Reiseberichte werden schnell veröffentlicht. Damit wird das Zufallsmoment, das bis dahin bei der Entdeckung neuer Gebiete eine bedeutende Rolle spielte, weitgehend ausgeschaltet. Zwei bahnbrechende Erfindungen revolutionieren zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Seefahrt: Die Berechnung des Mondabstands zur Längengradbestimmung sowie zuverlässig laufende Chronometer. Damit beginnt die exakte astronomische Navigation. Besonders Frankreich und England, im 18. Jahrhundert die dominierenden Mächte in Europa, konkurrieren im Ausrichten von Expeditionen miteinander.

1767: SAMUEL WALLIS

Samuel Wallis landet 1767 in Tahiti, nachdem er die Tuamotus durchquert und den verschiedenen Inseln Namen der königlichen Familie und anderer bedeutender Personen Englands gegeben hat. Oberea, die Königin der Insel, schliesst Freundschaft mit Wallis und erweist ihm die landesüblichen Ehren. Sie pflegt den an Skorbut erkrankten Kapitän gesund. Als Gegengabe erhalten die Tahitianer Eisennägel. Auf der Insel gibt es kein Eisen, daher tauschen es die Tahitianerinnen gerne für die Gewährung ihrer Gunst ein. Wallis muss Wachen aufstellen, um die Landgänge seiner Matrosen einzuschränken und zu verhindern, dass das Schiff bald aller seiner Nägel beraubt ist.

1766-1769: LOUIS-ANTOINE GRAF VON BOUGAINVILLE

Von 1766 bis 1769 unternimmt Louis-Antoine Graf von Bougainville seine berühmte Weltumsegelung mit zwei Schiffen. Er strebt danach, Entdecker der "terra australis" zu werden, entdeckt für Europa verschiedene Inseln der Salomonen sowie Vanuatu und besucht als zweiter Europäer die östlichen Samoa-Inseln. Die zahlreichen Entdeckungen, die er und die ihn begleitenden Naturforscher und Astronomen machten, dokumentiert er 1771 wissenschaftlich genau in seinem Werk "Voyage autour du Monde".



Zehn Monate nach Wallis trifft er in Tahiti ein. Der Empfang durch die Insulaner ist überaus freundlich, und die Tahitianerinnen bieten sich selbst den Seefahrern als Willkommensgruss an. Daher stammt der Ruf Tahitis, ein Paradies der Natur und der Sinnlichkeit zu sein.

"Ich glaubte mich in den Garten Eden versetzt. Überall herrschten Gastfreundschaft, Ruhe, eine süsse Freude und alle Anzeichen des Glücks."

Deutlich hört man aus seinem Bericht den Geist der Aufklärung und des Naturphilosophen Jean-Jaques Rousseau, der damals in Frankreich einer der meistgelesenen Literaten ist. Offensichtlich hofft Bougainville, Rousseaus "edle Wilde", die noch nicht durch die Gesellschaft verdorben sind, in den Insulanern gefunden zu haben.

Aber die Franzosen werden von den Stammeshäuptlingen nicht mit ungeteilter Freude aufgenommen. Nur widerstrebend gestehen die Herrscher der Insulaner Bougainville einen Zwischenaufenthalt von zwei Wochen zu. In dieser Zeit plündern die Einheimischen trotz der aufgestellten Wachen die Lager der Franzosen an Land. Bougainville erkennt schon bald, dass die polynesischen Gesellschaften längst nicht so idyl-

lisch ist, wie es auf den ersten Blick scheint. Auf Tahiti und den anderen Inseln werden gnadenlose Fehden ausgefochten. Zahlreiche Privilegien unterscheiden die Könige und allmächtigen Stammesfürsten von den einfachen Untertanen, die unter Sklaverei leiden.

Der junge polynesischen Häuptling Aoturu bittet darum, auf der "Boudeuse" von Bougainville nach Frankreich fahren zu dürfen. Auf der Reise führt er Bougainville in die Sitten und Gebräuche der Tahitianer ein. Ihm verdanken wir den ersten genauen Bericht über die Insel Tahiti, die damit in die Geschichte eintritt. Da Bougainville nicht weiss, dass ihm die Engländer zuvorgekommen sind, nimmt Bougainville die Insel offiziell im Namen Ludwigs XV. für Frankreich in Besitz.

Er verlässt Tahiti mit der düsteren Vorahnung, dass er ein Vorläufer einer unheilvollen Veränderung der tahitianischen Gesellschaft ist.

"Es wäre den Bewohnern zu wünschen, dass die Natur ihnen die Objekte europäischer Gier versagt hätte. So wird, was uns anzog, alle Übel des Eisenzeitalters auf sie ziehen. Adieu, du glückliches und weises Volk, bleibe immer, was du heute bist."

Durch seinen Reisebericht lenkt Bougainville die Aufmerksamkeit Frankreichs auf den Pazifik, besonders aber auf Tahiti.

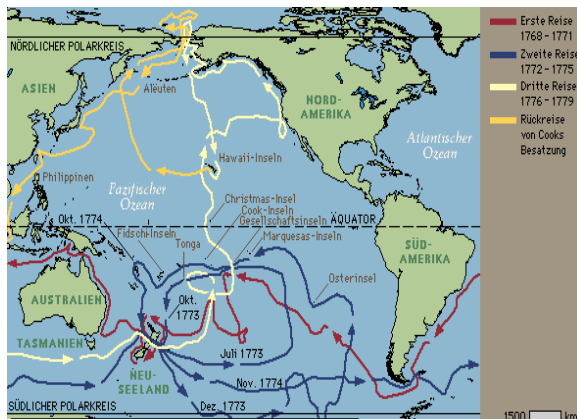
1768 - 1779: JAMES COOKS 3 REISEN



"Es muss noch einen weiteren Kontinent im Süden Asiens geben, der den Globus im Gleichgewicht hält." Charles de Brosses

Unbestrittener Held des Pazifiks ist jedoch James Cook. Auf seinen 3 Fahrten legt er systematisch mehr Seemeilen im Pazifik zurück als jeder andere Kapitän vor oder nach ihm. Es gelingt ihm, mit seiner zweiten Reise die Nichtexistenz der gesuchten "terra australis" zu beweisen. Dabei

überquert er mehrmals den südlichen Polarkreis und stößt bis an die Packeisgrenze vor. Cook vermutet, dass es einen antarktischen Kontinent gibt.



"Wenn ich bei der Entdeckung eines Kontinents nicht erfolgreich war, so deshalb, weil es diesen nicht gibt, zumindest keinen, den man zu Wasser erreichen könnte."

Die Mitnahme von 3 Chronometern ermöglicht es Cook, die geografische Länge genauer zu bestimmen, als es je einem Kapitän vor ihm möglich war. Cooks Karten sind von solcher Genauigkeit, dass sie noch weit über 100 Jahre nach seinen Fahrten in Gebrauch sind.

Er umrundet Neuseeland und erforscht und kartografiert die Ostküste Australiens. Neben zahlreichen ethnographischen Beobachtungen über die polynesischen und australischen Völker gibt der grosse Seefahrer genaue geografische Beschreibungen über den pazifischen Raum und beginnt, alte Legenden zu widerlegen.

Cook erkennt als einer der ersten die Bedeutung von Vitamin C in der Bekämpfung des Skorbut. Es gelingt ihm, durch befohlene tägliche Einnahme von Sauerkraut und Früchten dieses Übel der Seefahrt auszuschalten. Er verliert durch Skorbut auf seinen Reisen keinen einzigen Mann.

"Es war möglich, die Mannschaft über eine derartig lange Zeit und bei solch unterschiedlichen Klimata bei guter Gesundheit zu halten. Das allein genügt, diese Expedition zu rechtfertigen."

Offiziere, Wissenschaftler und Matrosen rühmen im Nachhinein Cooks seefahrerisches Können, seinen ausserordentlichen Mut, seine Führungsqualitäten und sein Wissen als Ethnograph und Geograph. Zudem sorgt er ausnehmend gut für seine Besatzung. So sucht er nach den strapazenreichen Monaten im kalten Südmeer immer

wieder die zentralpazifischen Inseln auf und gewährt Schiff und Besatzung Erholung. In Tahiti sorgt er sich auch um die Gesundheit der einheimischen Frauen. Er versucht, durch Ausgangssperren für von der "Lustseuche" befallene Matrosen die zunehmende Verbreitung von Geschlechtskrankheiten zu vermeiden.



James Cook wird in Tahiti Zeuge eines Menschenopfers mit Kannibalismus

Cooks Logbücher waren für mich wie ein Krimi. Seine sehr genauen Beschreibungen und Beobachtungen werden immer wieder unterbrochen durch sehr persönliche moralische und philosophische Betrachtungen. Aus heutiger Sicht lesen sich diese erstaunlich weitsichtig und durchaus auch selbstkritisch.

"Das sind nun also die Konsequenzen eines Handels mit Europäern, und was uns zivilisierten Christen noch mehr zur Schande gereicht: wir verderben Ihre Moral zu bereitwillig und wir wecken unter Ihnen Begehrlichkeiten und möglicherweise auch Strelt und Mißsgunst, welche sie zuvor nie gekannt haben und welche einzig und allein geeignet ist, die glückliche Beschaulichkeit zu zerstören, deren sie und Ihre Vorfahren sich stets erfreuten. Sollte Irgend Jemand die Wahrheit dieser Behauptungen leugnen, so möge er mir doch erklären, was wohl der Nutzen der Eingeborenen in ganz Amerika durch den Handel sein mag, den sie mit den Europäern hatten."

19. JAHRHUNDERT: EXPEDITIONEN IM ZEICHEN DER WISSENSCHAFT – PROTEKTORATE UND ANNEKTIONEN GEWÄHRLEIS- TEN DEN HANDEL – DIE KOLONI- ALREICHE ENTSTEHEN

1815 kommt das seit 1792 durch ständige Kriege erschütterte Europa langsam zur Ruhe. Dank der relativ langen Friedensperioden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts können die europäischen Staaten und auch die nun von Grossbritannien unabhängigen USA ihre Flotten

in erster Linie für wissenschaftliche Zwecke einsetzen.

Besonders erwähnenswert sind in diesem Zeitraum die 3 Weltumsegelungen des Franzosen Dumont d'Urville. Er vermisst vor allem im Westpazifik 4000 Küstenkilometer, entdeckt über 150 Inseln oder korrigiert deren Position auf den Karten und erstellt eine enorme ethnographische, zoologische und botanische Sammlung. Auf der zweiten Reise entdeckt er als erster eine Festlandküste des antarktischen Kontinents, die er nach seiner Frau "Adélieland" nennt. Er erstellt über 100 Seekarten, die so genau sind, dass sie erst nach dem Zweiten Weltkrieg revidiert werden.



Mit d'Urville geht das Zeitalter der grossen Entdeckungsfahrten im Pazifik zu Ende. An den Reiseberichten lässt sich der Fortschritt der Wissenschaft ablesen. Zwischen 1815 und 1850 veröffentlichten allein die Franzosen 85 Bände. Dazu kommen noch die verschiedenen Atlanten. Die Russen publizieren im selben Zeitraum 17 Werke, die Engländer 13 und die Amerikaner 9.

"Das Abenteuer, das das langsame Entdecken des grössten Ozeans der Welt darstellte, ist eine der wichtigsten und fruchtbarsten Epochen der Neuzeit. Dass dadurch grosse Probleme entstanden, dass die westliche Zivilisation den Insulanern der Südsee ihren Stempel aufdrückte und blühende Kulturen vernichtete, darf darüber allerdings nicht vergessen werden."

Aus: Die Entdeckung der Südsee, S.127)

MARQUESAS



Ua Pou

Die Inseln, von denen wir geträumt hatten, stiegen aus dem Meer auf wie die Morgensonne. Die aufgehende Sonne glühte rot im Osten, und die erste Marquesas-Insel stand blaßblau wie die Schatten von Fingern am nördlichen Horizont. Steil, ausgezackt und drohend türmten sich die Gebirgsmassen immer höher, je näher wir kamen, bis sie wie Felsenfestungen hoch über dem Ozean schwebten. Sich überschlagend, Schaum aufwühlend und grollend wie ein fernes Gewitter hämmerte die endlose See wütend auf diese unbeweglichen Hindernisse in einer Welt lebendigen Wassers. Aus der Ferne wirkten die Inseln keineswegs gastfreundlich. Die erste, die wir sichteten, da wir von Südwest kamen, war Uapou. Seine unglaublichen Felspitzen ragten aus dem Wasser auf wie eine Gruppe umgekehrter Eiszapfen, doch wenn man näher kam, veränderte sich ihre Farbe in ein warmes Dschungelgrün. Als der Schoner noch näher lief, war es, als ob wir die Ruinen einer vom Meer umgürteten Burg vor uns hätten – Wolkenfetzen segelten um die Türme wie Rauch. Dann stiegen auch die palmenbestandenen Strände auf, und wir segelten an einer himmelanstrebenden Insel entlang, kleiner, aber wilder und von auffälligerer Schönheit als selbst Tahiti.

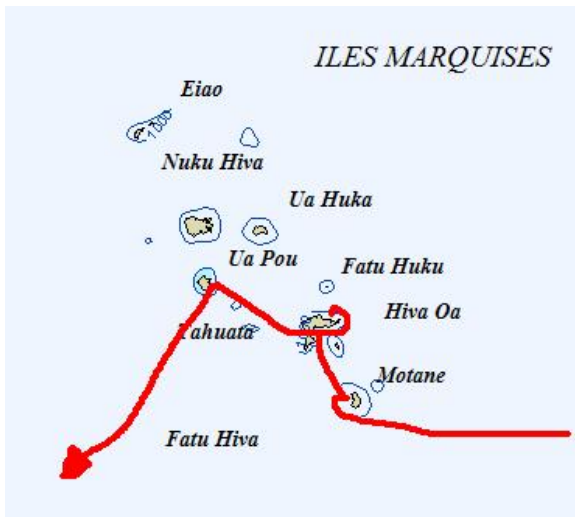
Auszug aus dem Buch "FATU HIVA" von Thor Heyerdahl



Hiva Oa: Vor Anker in der Bucht von Puamau



Fatu Hiva – Tal von Hanavave



Legende, wie die 8 Inseln der Marquesas in einer Nacht entstanden und wie sie ihren Namen bekamen:

Vor langer, langer Zeit herrschten der Gott Oatea und seine Frau Atuana über die Meere. Eines Tages wollte Atuana in einem Haus leben. Oatea wollte seiner Frau gefallen und nahm alle seine Macht zusammen um eines zu bauen, bevor die Nacht hereinbrechen würde. Er begann mit UA POU, den Fundamenten, dann erstellte er HIVA OA, die Dachbalken. Darauf folgte NUKU HIVA, der Dachsparren und FATU HIVA, das Dach. UA HUKA war das Materiallager. In der Dämmerung beendete er TAHUATA, und, als plötzlich ein Vogel sang, MOHOTANI. Oatea war nun so müde, dass er einen grossen Seufzer ausliess – EIAO – gerade eben als ihn seine Kräfte mit der untergehenden Sonne verliessen.

TAUSCHHANDEL AUF FATU HIVA

Bereits in Cartagena und Panama wurden wir vorgewarnt: ladet das Schiff mit Vorräten voll bis unter die Decke und bis es fast absäuft – Polynesien ist so teuer, dass ihr es nicht bereuen werdet! Gesagt getan – aber bei unserem kleinen Heim kamen wir wie immer schnell an die Grenze des Machbaren. Da wir aus Berichten von anderen Seglern und über Funk erfuhren, dass auf den Marquesas-Inseln Früchte und Frischwaren vor allem getauscht und nicht gekauft werden, erstanden wir im billigen Panama zusätzlich etliche T-Shirts, Haarspangen, Modeschmuck, Zigaretten, Fischhaken, Sich und Nagellack. Auf Fatu Hiva, wo es nur zwei Ansiedlungen gibt und grosse Frachter nur unregel-

mässig anlegen, wurden wir mit unseren Tauschangeboten mit offenen Armen empfangen. Unser Cockpit war bald voll mit ganzen Bananenstauden, frischen Grapefruits, Corrosol, Kokosnüssen, Orangen, Zitronen, Auberginen und Brofrüchten. Die dortigen Grapefruits sind uns unvergesslich: Kopfgross, süss und fast kernlos – eine wahre Gaumenfreude, nicht nur nach einer Pazifiküberquerung von 24 Tagen! Durch den Tauschhandel entstanden viele längere Gespräche und wir erfuhren viel Interessantes über die Insel, den Alltag der Bewohner und die örtlichen Gepflogenheiten. Oft fuhren wir frühmorgens weg zum Wandern und kamen erst am Nachmittag schwer beladen zum Schiff zurück. Sah jemand der Nachbarn, dass wir gegen Früchte tauschten, kamen sie auf uns zu und wollten ebenfalls handeln. Wir kamen mit dem Essen der Früchte kaum mehr nach und ausserdem wollten wir nicht alle unsere Schätze bereits auf der ersten Insel loswerden.



Fatu Hiva: Zurück von der Ziegenjagd

Viel gibt es auf Fatu Hiva nicht zu tun. Die meisten Bewohner leben vom Landbau. Einkünfte bringen vor allem der Anbau der penetrant stinkenden Noni-Frucht, die Herstellung von stark übersubventionierter Kopra und Holzschnitzereien.



Schnitzereien aus Rosen- oder Eisenholz

Das tägliche Brot wächst in der familieneigenen Pflanzung, Abwechslung am Tisch bringt die Jagd auf die wilden Ziegen und der Fischfang. Die Normhäuser werden vom französischen Staat zu tiefen Kosten angeboten.



In Fatu Hiva müssen alle Güter vom Frachter auf diesen Transportbooten an Land gebracht werden. Es gibt keine geschützte Anlegestelle.

Die Kinder treffen sich nach der Schule am kleinen Hafen zum Baden und die männliche Jugend vergnügt sich jeden Tag bis zum Einbruch der Nacht mit Volleyball oder Fussball spielen. Mit Ausnahme des Landbaus gibt es für sie wenig Zukunftsperspektiven und viele beklagen das langweilige Dasein auf der Insel und wollen möglichst bald weg von hier. Die erweiterte Schulbildung (Collège und nachobligatorisches Lycée mit Internat) besuchen die Jugendlichen auf einer grösseren Nachbarinsel oder in Papeete, was sie noch stärker von der eigenen Insel und Kultur entfremdet.



In Hanavave fanden wir an manchen Stellen bunt mit Blumen, Muscheln und geflochtenen Palmwedeln geschmückte Altäre. Hier verschmelzen traditionelle und christliche Traditionen.



Hanavave – unser Ankerplatz in der tief eingeschnittenen Bucht



Kinder sind auf der ganzen Welt gleich – mit Karins Slippers ist man sofort eine Dame!

THOR HEYERDAHL

In der Ankerbucht von Hanavave machten wir eine lustige Bekanntschaft. Hinter uns ankerte die Schweizer Segelyacht <BETONIA> von Rolf und Silvia. Schnell stellte sich heraus, dass die beiden unsere NØRD sehr gut kannten. Beide arbeiteten früher in der Bootswerft Heinrich in Kreuzlingen, wo der Voreigner unser Schiff im Winterlager zur Pflege hatte. Die eine oder andere Installation bei uns an Bord wurde dereinst durch sie ausgeführt. Rolf und Silvia sind ebenfalls oft zu ausgedehnten Wanderungen unterwegs und erzählten uns vom Buch <FATU HIVA> von Thor Heyerdahl. Dieser wollte 1937 zusammen mit seiner jungen Frau kurz nach dem Studium den Traum vom einfachen Leben mit und in der Natur wahr machen. Nach langer Suche – es gab schon damals kaum mehr einen unbesiedelten Flecken auf dem Erdball – fiel ihre Wahl auf Fatu Hiva. Die Bevölkerung lebte damals auf dieser Insel noch weitgehend traditionell und nur alle paar Monate legte einer der segelnden Inselfischer hier an. Tief im Tal hinter Omoa bauten sie sich eine einfache Hütte und lebten mit einfachsten Mitteln. Sie erlebten schöne Monate, bis die Regenzeit, eine schwere Erkrankung und Probleme mit der ansässigen Bevölkerung das Projekt scheitern liessen. Wir durften uns das Buch ausleihen und lasen es in einem durch. Rolf und Silvia nahmen das Buch als eine Art alternativen Wanderführer, da Heyerdahl viele seiner Wanderungen und Entdeckungen genau beschrieb und teilweise mit Karten ergänzte. In Omoa gibt es heute noch alte Leute, die sich an die beiden Norweger erinnern können. Einige der beschriebenen Orte besuchten wir ebenfalls und es war äusserst spannend, die Beschreibungen von Heyerdahl mit dem heutigen Zustand zu vergleichen. Die beschwerliche Tages-Wanderung ins Ouia-Tal, in dem Heyerdahl und seine Frau bei einem der letzten Kannibalen die letzte glückliche Zeit auf Fatu Hiva vor ihrer Flucht genossen, haben wir aber – im Gegensatz zur BETONIA-Crew- leider nicht mehr in Angriff nehmen können.



Petroglyphe ausserhalb Omoa – ein zwei Meter grosser Fisch, welcher von Heyerdahl in seinem Buch beschrieben wird



Auf unseren Wanderungen fanden wir die Reste der dereinst stark bevölkerten Insel. Auf solchen Pae-Pae genannten Steinfundamenten erbauten sie ihre Häuser. Rund um die ehemaligen Siedlungen stehen immer uralte, grosse und stolze Mango-Bäume.



Ausserhalb der Ortschaften führen kleine Strassen und immer enger werdende Pfade zu den Pflanzungen. Viele der früher zahlreichen, trassierten Wege sind heute noch auffindbar, obwohl sie nicht mehr häufig begangen werden. Von 80'000 anfangs des 19. Jahrhunderts verminderte sich die Bevölkerung der Marquesas bis 1842 auf rund 15'000. Eingeschleppte Krankheiten wie Syphilis, Pocken und Elephantiasis dezimierte die Bevölkerung bis ins Jahr 1926 auf 2'000. Heute leben rund 8'000 Menschen auf den Marquesas, die doppelte Anzahl in Papeete (Tahiti).

Die einzelnen Täler dieser Inseln sind meistens durch steile Bergkämme voneinander getrennt. Von oben zeigt sich das faszinierende grüne Blätterdach, welches Hermann Melville in seinem Buch <TAIPI> beschrieb:

"Doch das Schönste an der Landschaft war das überall wuchernde Grün. Wohin ich vom Abgrund, an dessen Rand ich ahnungslos geruht hatte, auch schaute, unter mir im Tal war ü-

berall so üppiges Laubwerk, dass ich unmöglich einzelne Baumarten feststellen konnte."

Hermann Melville: Taipi S. 75



Fatu Hiva: Blätterdach im Omoa-Tal



Hiva Oa: Steinfigur in Puamau

Auf Hiva Oa, der nördlichen Nachbarinsel, besuchte Heyerdahl den religiösen Zeremonialplatz in Puamau. Jahre später erinnert er sich in San Agustín, Kolumbien und in Peru an diese Steinfiguren, da sie frappante Ähnlichkeiten zu den präkolumbianischen Figuren aufweisen. Botanische Ähnlichkeiten und alte Legenden der Einheimischen in Fatu Hiva, wonach die Ahnen dereinst aus dem Osten über das grosse Meer gekommen sein sollen, verdichtet Heyerdahl zu einer Hypothese, der zufolge die Vorfahren der Polynesier aus Amerika eingewandert seien.

Diese Immigration nach Ozeanien habe in zwei Wellen stattgefunden, und zwar um 500 v. Chr. aus dem Gebiet des heutigen Peru sowie um 1000 n. Chr. von Nordwestamerika über Hawaii. Um seine These dieses transozeanischen Kontakts zu untermauern, unternahm Heyerdahl 1947 mit einem nach dem Vorbild präkolumbischer Wasserfahrzeuge konstruierten Floss aus leichtem Balsa-Holz, das er Kon-Tiki nannte, eine Fahrt von Peru zu den polynesischen Tuamotu-Inseln. Heyerdahls Theorie wird u. a. aufgrund sprachwissenschaftlicher Forschungsergebnisse weitgehend als unhaltbar verworfen. Bestritten wird jedoch nicht die Möglichkeit, dass sich bereits in präkolumbischer Zeit Kulturkontakte zwischen Ozeanien und Amerika ergeben haben könnten.

QUELLE: Encarta Enzyklopädie

Heute ist aufgrund von Gen-Analysen klar, dass die grossen Besiedelungswellen Polynesiens aus dem Westen erfolgten, übrigens der grösste jemals von einem Kulturvolk besiedelte Siedlungsraum!

Die nördlichen Marquesas-Inseln wurden neuesten archäologischen Forschungen zu Folge etwa 300 v.Chr. besiedelt. Von hier aus erfolgte später die Besiedelung von Hawaii (ca. 450 n.Chr.) und der Osterinsel (ca. 800 n.Chr.) Das Marquesianische wird nur zu etwa 50% von den Tahitianern verstanden und weist grössere Gemeinsamkeiten zur Sprache der Cooks und Hawaii auf.



Hiva Oa: Südküste vor Regenschauer



Karte der vermuteten Besiedelung des Polynesischen Dreiecks

"Ihr uraltes Wissen teilten sie nur mit Ihregleichen. Die Todesstrafe drohte dem Frevler, der die Geheimnisse von Wind und Wellen, Sternen und Sonne verriet. Am Abschluss der zehnjährigen, schon im Knabenalter begonnenen Ausbildung stand ein Initiationsritus, der den Novizen zum vollwertigen Mitglied erhob. Die Tätowierungen auf Gesicht und Körper, die "Gelsterblisse", bewiesen, dass er den Ahnen begegnet war und von nun an auf deren Hilfe zählen durfte.

Ein Navigator wusste, welche Bäume das richtige Holz für ein Hochseekanu lieferten, er kannte die magischen Formeln, die das Böse bannten und das Boot beschleunigten. Während der jahrelangen Ausbildung hatte er sich mithilfe ständiger Wiederholungen Information um Information über den bereits bekannten Teil des Ozeans eingeprägt. Am Ende barg sein Gedächtnis eine Datenbank, in der Inseln und Riffe, Untiefen und Lagunen, Einfahrten und Entfernungen, Strömungen und Winde präzise abgespeichert waren.

Auf hoher See orientierten sich die Navigatoren tagsüber am Sonnenstand, nachts an den Konstellationen der Sterne. Sie wussten genau, welche Sterne wann über dem Horizont erscheinen und in welchem Winkel zu ihnen die gesuchte Insel lag. Aus dem Vogelflug, der Gestalt und Bauchfärbung von Wolken und einem Wechsel im Wellenrhythmus schlossen sie auf Land, lange bevor die Insel sich dem Auge zeigte. Als bestes Mittel, die Veränderung der pazifischen Dünung herauszuspüren, schätzten die Navigatoren ihre empfindlichsten Teile, die Hoden.

Im Vergleich mit der europäischen Schifffahrt schneiden die Polynesier nicht schlecht ab. Vasco da Gama verlor fast zwei Drittel der Besatzung auf seiner Weltumsegelung. Die Holländer kalkullierten bei der Ostindienfahrt 30 bis 40 Tote pro Schiff, und noch Mitte des 18. Jahrhunderts verlor der spanische Admiral Pizarro die Hälfte seiner Mannschaften durch Skorbut und Typhus.

Niemand vermag zuverlässig einzuschätzen, wie vielen Polynesiern die pazifischen Expeditionen das Leben kostete. Mit der grössten Gefahr auf Seereisen, der Mangelernährung, hatten die Polynesier zumindest keine Probleme. Ihre Nahrung an Bord war abwechslungsreich und ausgewogen. Fisch und gebackene Jamswurzeln, Broffruktbrei, geröstete Bataten sowie Milch und Fleisch von Kokosnüssen bildeten ein haltbares, nahrhaftes Menü. Vor allem aber besaßen die Polynesier etwas, was den Europäern fehlte: eine Jahrtausendealte Erfahrung vom Navigieren und Überleben auf hoher See.

Wie sehr sie mit den unendlichen Weiten ihrer Wasserwelt in Einklang lebten, zeigt nichts deutlicher als der Umstand, dass sie der grössten Landmasse, die sie vermutlich entdeckten, sogleich wieder den Rücken kehrten. Zwar fehlen eindeutige Beweise, dass die Polynesier je in Südamerika landeten, aber es gibt ein Indiz dafür – die einzige Nutzpflanze Ozeaniens, die nicht aus Asien stammt. Folgendes ist denkbar: Als die Polynesier den Kontinent erreichten und die Küsten Perus oder Chiles absegelten, erblickten sie dort nur trockenes, fast wüstenhaftes Land. Es gab also keinen Grund zu bleiben, und so segelten sie wieder zurück mit dem Besten, was Amerika ihnen zu bieten hatte: der Süsskartoffel."

Auszug aus GEO Spezial 2/2000 Südsee

Die kühnen Fahrten der Polynesier, Dr. Ralf-Peter Mörtin, Historiker

WEITER GEHT'S!

Von Fatu Hiva segeln wir nach Hiva Oa, wo wir auf der Gendarmerie ordnungsgemäss in Französisch Polynesien einklarieren. Nach einigen Hindernissen und der Hinterlegung von umgerechnet 2100 US\$ pro Person auf der örtlichen Bank als Garantie für eine allfällige Rückschaffung sind die bürokratischen Hürden genommen und der Amtsschimmel befriedigt.



Hiva Oa: Grab von Paul Gauguin

Wir besuchen hier das Grab von Paul Gauguin und Jaques Brel, dem belgischen Chansonnier. In manchen Orten wird heute versucht, mit Gauguin das grosse Geld zu machen. Dabei wird nur allzu gerne unterschlagen, dass der Maler sich zu Lebzeiten dem Kolonialregime widersetzte und es kaum ertragen konnte, wenn die Einheimischen vor den unbeliebten Besatzern "den Kopf senkten". Er verhöhnte die lokalen Beamten, hielt regelmässige Saufexzesse mit seinen einheimischen Gefährten und kümmernte sich nicht um die einflussreiche katholische Kirche. Die jüngste Maitresse des alternden Lüstlings zählte nur gerade 14 Jahre, seine Hütte war dekoriert mit pornographischen Darstellungen. Eine Woche, bevor er 55-jährig an den Folgen der Syphilis starb, soll er wegen wiederholter Beleidigung eines Gendarmen noch zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt worden sein. Der Bischof liess Gauguins Hütte – den Sündenpfuhl von Atuona - mitsamt der Einrichtung und einigen Bildern noch am Tag dessen Todes abbrennen...

Da ich bereits auf den Galapagos einen Flug zurück in die Schweiz gebucht habe, bleibt uns leider nicht endlos Zeit und wir fahren bald weiter nach der westlich gelegenen Insel Ua Pou. Um Mitternacht segeln wir mit 2 Reffs und der Fock mit steifem Wind durch die enge Passage zwischen Hiva Oa und der kleinen Nachbarinsel Tahuata. Der Wind steht gegen den Strom und verursacht einen unangenehmen, konfusen Seegang. Bald sind wir in der Landabdeckung

und erst lange nach dem Morgengrauen erreichen wir weit im Lee der Insel wieder die windfreie Zone. Dieser pustet uns zügig nach Ua Pou, wo wir kurz vor dem Einnachten hinter dem Wellenbrecher in den geschützten Hafen einlaufen. Gerade als ich mit Schwung das Ruder unserer Windfahnensteuerung heraufklappe, schiesst auf einer Welle reitend unser Beiboot ans Heck und mit einem plötzlichen lauten Knall und einem verdächtigen Zischen verabschiedet sich die gesamte Luft aus den Kammern. Es sind zwar nur noch rund 100 Meter bis zum Ankerplatz, aber dort angelangt, hängt nur noch ein schlaffes Stück Plastik am Seil. Es ist ein hartes Stück Arbeit, das komplett mit Wasser gefüllte Überbleibsel an Deck zu hieven. Wir ziehen das Dinghi an einem Fall in die Höhe und lassen es über Nacht hängen, damit alles Wasser herauslaufen kann. Den nächsten Tag verbringen wir mit der Reparatur und mit Warten an Bord, bis der Kleber getrocknet ist.

Vor unserer Wegfahrt nach den Tuamotus decken wir uns nochmals mit Früchten ein. Wir tauschen zwei Pakete Zigaretten und ein T-Shirt gegen so viele frisch gepflückte Früchte, wie wir sie gar nicht tragen können. Der Sohn der Familie bringt uns auf der Ladefläche seines Landrovers an den Hafen, wo wir alles ins Beiboot laden. Am Hafen erwartet uns schon Jaques Vitellini, der örtliche Korrespondent der <Dépêche de Tahiti>. Wir haben ihn und seine Frau heute Morgen kennen gelernt, als wir von einer kurzen Wanderung zurückkehrten. Sie haben uns zu einem Glas Fruchtsaft eingeladen und im Gespräch haben wir beiläufig erwähnt, dass wir noch Früchte bunkern wollen. Nach unserem Weggehen hat seine Frau eine grosse Tasche mit verschiedenen Früchten zusammengestellt und ihren Mann auf den Weg geschickt. Polynesischer Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft!



Ua Pou: Ankerplatz In Hakahau

Der Abflugtermin sitzt uns im Nacken – viel zu früh müssen wir von hier los. Wie gerne hätten wir noch mehr von diesen Inseln gesehen – aber es bleiben uns nur noch 14 Tage für die wunderbare Inselwelt der Atolle auf den Tuamotus und die Passage nach Tahiti.

BEI DEN TAIPI IM KANNIBALENTAL VON NUKU HIVA

Die streng hierarchisch gegliederte Stammeszi-
villisation basierte auf folgenden Säulen: Krieger
(toa) – Häuptlinge (papa hakaiki) – Priester
(taua'a) – spezialisierte Handwerker (tuhuna)
und dem normalen Volk (mele). Die Frauen
hatten einen erheblichen Einfluss und erreich-
ten in seltenen Fällen sogar die Stellung eines
Häuptlings oder Priesters. Wie überall in der po-
lynesischen Kultur kommt dem Ahnenkult eine
zentrale und besondere Bedeutung zu. Kannib-
alismus war ein Teil bestimmter Riten und
niemals Teil der Esskultur. Nur den Häuptlingen
und Priestern war es erlaubt, Teile von gefalle-
nen Kriegern verfeindeter Stämme zu essen,
um deren Stärke und Macht (mana) zu erlan-
gen. Mit der Ankunft der Missionare ums Jahr
1867 endeten diese Riten. Lange Zeit wurden
auf Betreiben der Glaubenshüter durch die
französische Besatzungsmacht sogar Tanz, Ge-
sang und Musik untersagt.

QUELLE: Touristische Informationsbroschüre



Hiva Oa: Tiki-Kopf in der Mauer der Tempelanlage von Atua-
ona – Zeugnis einer bedeutenden Kultur.

Zum Abschluss dieses Kapitels über die Marque-
sas noch ein kurzer Auszug aus dem Erstlings-
werk <TAIPI> von Hermann Melville, dem Ver-

fasser des späteren <MOBY DICK>. Melville lei-
det als Matrose eines amerikanischen Walfang-
schiffes unter einem despotischen Kapitän und
desertiert am 9. Juli 1842 zusammen mit einem
Kameraden in Nuku Hiva.

*"Während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts
waren schlimmste Zügellosigkeit und schamlo-
se Trunkenheit an der Tagesordnung, und nur
gelegentlich gab es eine kurzfristige Unterbre-
chung. Ach, die armen Wilden, die unter die-
sen verderblichen Einfluss geraten! Arglos und
vertrauensvoll lassen sie sich leicht zu jedem
Laster verführen, und die Menschheit weint ü-
ber das Unheil, das ihre europäischen Zivilsato-
ren so gewissenlos über sie bringen. Dreimal
glücklich, wer eine noch unentdeckte Insel mit-
teln im Ozean bewohnt und noch nicht in die
vergiftende Berührung mit dem weissen Mann
gekommen ist."*

Sie erreichen unter unglaublichen Anstrengun-
gen das Tal der Taiipi, des berühmtesten Krie-
ger- und Kannibalen-Stammes der ganzen
Marquesas. Sie werden in die Dorfgemeinschaft
aufgenommen und stehen unter dem persönli-
chen Schutz des mächtigsten Taiipi-Häuptlings
Mehewi. Melville verbringt vier Monate in die-
sem Tal und sein Werk besticht durch die ge-
nauen Beschreibungen der Taiipi-Gesellschaft,
vieler Alltagshandlungen und Zeremonien aus
der Zeit kurz vor der Annexion der Marquesas
durch die Franzosen und der darauf folgenden
katholischen Christianisierung. Das Werk ist von
solch authentisch ethnografischer Bedeutung,
dass es nach seinem Erscheinen sogar wissen-
schaftlich aufgelegt wurde.

*"Als ich meine Wanderungen im Tal ausdehnte
und vertrauter mit den Sitten seiner Bewohner
wurde, musste ich gestehen, dass trotz man-
cher Nachteile, die sich aus seiner Lage erge-
ben, der polynesischen Wilde, umgeben von all
den üppigen Gaben der Natur, ein unendlich
viel glücklicheres, wenn auch bestimmt weni-
ger geistiges Leben führte als der selbstgefälli-
ge Europäer. (...) In einem primitiven Gesell-
schaftszustand gibt es zwar nicht viele und nur
einfache Freuden, aber sie haben eine weite
Verbreitung und sind unverfälscht. Die Zivilsati-
on jedoch hält für jeden Vorteil, den sie bietet,
hundert Übel auf Lager – das Herzeleid, die Ei-
fersüchteleien, die gesellschaftlichen Ungleich-
heiten und Streitigkeiten, der Familienzwist und
die tausend selbstverschuldeten Unbequem-
lichkeiten des kultivierten Lebens, die zusam-
mengenommen die ständig wachsende Masse
menschlichen Elends ausmachen, sind bei den
weniger entwickelten Völkern unbekannt."*

"Mir bot sich reichlich Gelegenheit, die Sitten der Eingeborenen zu beobachten, und was ich sah, trug dazu bei, meinen günstigen Eindruck zu vertiefen. Eine von mir bewunderte Eigenart war die unablässige Heiterkeit, die im ganzen Tal herrschte. Es schien in ganz Talpi keine Sorgen, Nöte, Kümernisse oder Verdriesslichkeiten zu geben. (...) Hier sah man eine Schar Kinder den lieben langen Tag ihre Possen treiben, und es entstand kein Zank und Streit unter ihnen. Bei uns zu Hause hätte die gleiche Zahl nicht eine Stunde zusammen spielen können, ohne sich zu beißen und zu kratzen. Dort erblickte man eine Gruppe junger Mädchen, die einander nicht ihrer Schönheit wegen beneideten, nicht lächerlich vornehm taten, sich auch nicht wie Automaten in Fischbeinkorsetts bewegten, sondern frei, harmlos, glücklich und ungezwungen. (...) Bei den jungen Männern schien fast immer ein Anlass zur Zerstreuung oder eine Beschäftigung bei der Hand zu sein, die für Freude und Abwechslung sorgten. Aber ob sie nun fischten oder Kanus schnitzten oder ihren Schmuck polierten, nie zeigte sich bei ihnen die geringste Spur von irgendwelchen Unstimmigkeiten.

Die Krieger bewahrten in ihrer Haltung eine ruhige Würde, wanderten gelegentlich von Haus zu Haus und konnten sicher sein, überall mit der Aufmerksamkeit empfangen zu werden, die man geschätzten Gästen erweist. Die Geisse, deren es viele im Tal gab, rührten sich selten von ihren Matten; sie lagen stundenlang da, rauchten und unterhielten sich mit der ganzen Geschwätzigkeit des Alters.

Aber die unaufhörliche Glückseligkeit, die, soweit ich es beurteilen konnte, im Tal herrschte, entsprang besonders (...) dem beschwingenden Gefühl einer gesunden physischen Existenz. Und tatsächlich hatten die Talpis in diesem Punkt allen Grund, sich glücklich zu preisen; denn Krankheit war dort fast unbekannt. Während meines ganzen Aufenthaltes habe ich nur einen Kranken bei ihnen gesehen; und ihre glatte, reine Haut war makellos und gesund."

"Unter die zahlreichen Plagen, die manchen Südseeinsulanern als dauernde Last von den Europäern aufgebürdet wurden, gehören auch die ewigen Ruhestörer, die einem die beste Laune verderben können – die Moskitos. Es gibt jetzt auf den Sandwichinseln (Hawaii) und zwei oder drei der Gesellschaftsinseln blühende Kolonien dieser Insekten, die zufällig dort eingeführt wurden, aber, wie es aussieht, die einheimische Sandfliege bald ganz verdrängt haben werden. Sie stechen, summen und quälen das ganze Jahr hindurch und reizen die Eingeborenen so unaufhörlich, dass dadurch die wohlwol-

lenden Bemühungen der Missionare ausserordentlich beeinträchtigt werden.

Von dieser bösen Heimsuchung sind jedoch die Talpis bis jetzt noch völlig verschont geblieben."

"Die religiösen Bräuche auf den meisten polynesischen Inseln ähneln sich sehr, ja gleichen sich fast; und überall gibt es das geheimnisvolle Tabu, wenn auch seine Anwendung mehr oder weniger beschränkt ist. So seltsam kompliziert sind die Regeln dieses einzigartigen Systems, dass ich mehrmals Personen begegnet bin, die jahrelang auf den pazifischen Inseln gelebt, und sich beachtliche Sprachkenntnisse erworben hatten und trotzdem keine befriedigende Auskunft geben konnten, wie es gehandhabt wurde. Während meines Aufenthaltes im Talpi bekam ich zu jeder Stunde den Einfluss dieser alles beherrschenden Macht zu spüren, ohne auch nur das geringste davon zu verstehen. Er war überaus weitreichend und überall fühlbar, machte sich bei den wichtigsten und unbedeutendsten Lebensvorgängen geltend. Kurz gesagt, der Wilde beobachtet fortwährend die Regeln des Tabus, und jede seiner Handlungen wird von ihm geleitet und bestimmt.

Zu Beginn meines Aufenthaltes im Tal wurde ich mindestens fünfzigmal in den vierundzwanzig Stunden des Tages mit dem Zauberwort <Tabu> begrüßt, das mir in den Ohren gelte, wenn ich mich, ohne es zu wissen, einer gröblichen Verletzung seiner Bestimmungen schuldig machte. Am Tage nach unserer Ankunft gab ich Toby etwas Tabak über den Kopf eines Eingeborenen, der zwischen uns sass. Er fuhr in die Höhe, als hätte ihn eine Schlange gebissen, und die ganze Gesellschaft, die ebenso bestürzt war, schrie gleichzeitig: "Tabu!" (...) Wenn ich in den Wäldern spazieren ging, sah ich häufig Brotfruchtbäume und Kokospalmen, um deren Stämme Blätterkränze in eigenartiger Form gewunden waren. Das war das Zeichen des Tabus. Die Bäume, ihre Früchte und selbst der Schatten, den sie auf die Erde warfen, wurden durch das Anbringen dieser Kränze geweiht. Ebenso war eine Pfeife, die mir der König geschenkt hatte, dadurch in den Augen der Eingeborenen Tabu geworden, und ich habe nie einen überreden können, daraus zu rauchen. (...) Es gehört zu den charakteristischsten Eigentümlichkeiten des Tabus, dass seine Vorschriften so willkürlich sind; sie alle aufzuzählen, ist unmöglich. Schwarze Schweine – kleine Kinder bis zu einem gewissen Alter – schwangere Frauen – junge Männer, deren Gesicht gerade tätowiert wird, bestimmte Teile des Tales während eines Regenschauers – sie sind alle durch das Tabu geschützt."

TUAMOTUS



ATOLLE, LAGUNEN UND PÄSSE

Der Tuamotu-Archipel umfasst rund 80 Atolle, die sich in zwei parallelen Ketten über eine Länge von 1 400 Kilometern erstrecken. Traurige Berühmtheit erlangten die beiden Atolle Muroa und Fangataufa, wo die Franzosen vom 5. September 1995 bis zum 27. Januar 1996 ein Atomtestprogramm durchführten. Dabei wurden unterirdisch insgesamt sechs Atombomben gezündet. Die Generalversammlung der Vereinten Nationen forderte am 10. Dezember 1995 die Beendigung der Testserie. Frankreich zündete trotzdem sechs der geplanten acht Bomben und erhöhte damit die Zahl seiner mehrheitlich in Polynesien durchgeführten Atomwaffenversuche auf insgesamt 210 seit 1960.



Luftaufnahme Tatiaroa

Um die Erforschung der Atolle hat sich vor allem Charles Darwin verdient gemacht. Er hatte in den 30-er Jahren des vorletzten Jahrhunderts den Pazifik bereist und veröffentlichte 1842 seine Arbeit über Korallenriffe, in der er die bis heute unwidersprochene Theorie der Atoll-Entstehung darlegt. Danach sind Atolle nichts anderes als ehemalige Riffe um Vulkaninseln, die nach Hebung des Meeresspiegels unter die Wasseroberfläche abgesunken sind. Dies ereignete sich in einem Zeitraum von Jahrmillionen und so langsam, dass die in Kolonien lebenden

Blumentierchen genügend Zeit hatten, ihre Riffe – am allmählich versinkenden Landsockel verankert – zum lebenspendenden Licht hin weiter nach oben zu bauen.



Äussere Riffrante, Apataki

Ein Atoll besteht aus mehreren Inseln auf einem Korallenriff, Motu genannt, die – im Idealfall – ringförmig eine Lagune umschliessen. Sie erheben sich nur wenige Meter über den Meeresspiegel. Im Laufe der Jahrmillionen bildete sich auf dem Korallenkalk eine Erdschicht, die je nach Beschaffenheit eine anspruchslose Vegetation nährt.



Von Palmen dicht bewachsenes Ringriff, Manihi

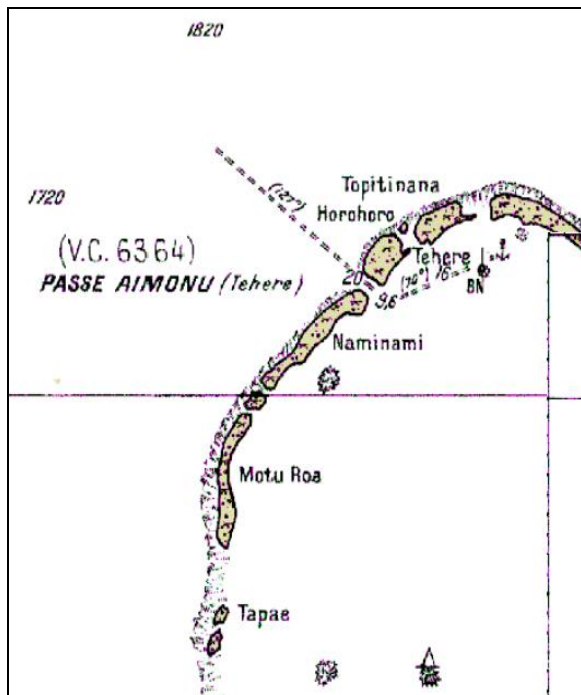


Abendstimmung in der ruhigen Lagune von Apataki

Dort wo sich in der Entstehungszeit der Atolle, als die Vulkangebirge allmählich in der Lagune versanken, Fluss- und Bachmündungen befanden, bildeten sich natürliche Durchfahrten. Das liegt daran, dass die Korallentierchen nur Salzwasser vertragen. Gleichzeitig sind sie von einer bestimmten Wassertemperatur (23-25 Grad C) und einer maximalen Tiefe (bis 30m) abhängig. Auch Meeresströmungen – wie beispielsweise um die Marquesas-Inseln – stören die Riffbildung.



Apataki: Annäherung an den Pass Tehere bei ruhigem Wetter



Und so sieht der Pass auf der Seekarte aus

Die Annäherung und das Passieren eines Riffpasses kann navigatorisch eine ziemliche Herausforderung darstellen. Oft sind die Pässe zwar zuverlässig betonnt und in entsprechenden Revierführern findet man Detailkarten mit hilfreichen Informationen. Trotzdem steigt die Anspannung bei der Annäherung jedes Mal an. Von weitem ist die Passage kaum zu sehen und erst beim Näherkommen wird klar, wo genau in der von Brechern schäumenden Riffkante der Eingang ist. Oft ist das Riff neben der Einfahrt unregelmäßig ausgebildet und die Untiefen lassen sich nur bei gutem Sonnenstand mit der Sonne möglichst im Rücken durch die typischen Farbänderungen erkennen. Vom Mast herunter ist diese Sicht sehr viel zuverlässiger und unsere Maststufen sind hier eine grosse Hilfe.



Riffnavigation mit Aussicht vom Mast

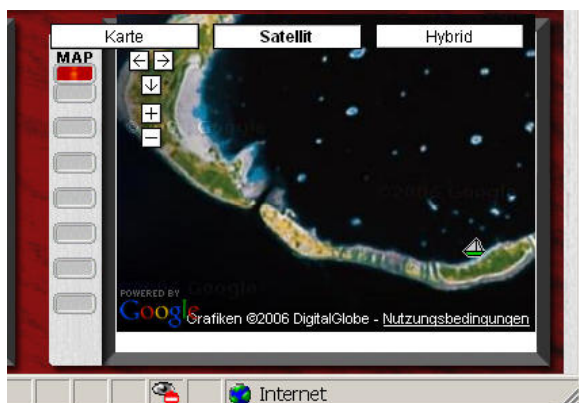
Da sich der ganze Tiden-Unterschied der Lagunen-Wassermasse durch diese Pässe entleert respektive füllt, herrschen in vielen Pässen starke Strömungen. Diese betragen teilweise bis zu 8 Knoten, sind also stärker als wir unter Motor mit Vollgas überhaupt laufen können. Deshalb ist es entscheidend, im richtigen Zeitpunkt einzulaufen, nämlich dann, wenn der Gezeitenstrom kenterf. Dazu gibt es zwar Anhaltspunkte aus dem Tidenkalender und den erwähnten Führern, örtlich ist jedoch mit erheblichen Abweichungen zu rechnen. Bei starkem Wind oder generell bei schlechtem Wetter sind manche Pässe unpassierbar, vor allem wenn der Schwell und die Hauptwindrichtung genau auf den Pass steht. Dann können sich hohe, kurze und gefährliche Brecher und Grundseen aufbauen.



Untiefe im Südpass von Apataki. Im Hintergrund die Richtbake zur Ansteuerung

Die meisten Pässe sind zwar relativ breit und tief, im Innern und auch innerhalb der Lagune finden sich aber an manchen Stellen fast senkrecht aufsteigende Korallenbänke, welche ei-

nem Schiff sehr gefährlich werden können und welche bei bedecktem Himmel erst kurz vor einer Kollision sichtbar werden.



Satellitenaufnahme von Manihi mit Pass und innerhalb der Lagune liegenden Korallenbänken



Lagune Apataki: Annäherung an ein senkrecht aus über 20 Metern Tiefe aufsteigendes Korallenriff

Innerhalb der Lagune vor Anker, liegt man jedoch wie in Abrahams Schoss, vorausgesetzt, der gewählte Ankerplatz wird wegen drehenden und auffrischenden Winds nicht ungemütlich. In den grossen Atollen baut sich nämlich in der Lagune schnell eine unangenehme Windsee auf.

Die meisten Inseln der Tuamotus sind bewohnt. Die Siedlung befindet sich meistens direkt am Pass, wo sich auch der Pier für die meist wöchentlich anlaufenden Inselfrachter befindet. Alle Inseln verfügen über ein gut ausgebautes Telefonnetz und alle Waren sind grundsätzlich erhältlich, allerdings mit unsicherem Angebot und in eingeschränkter Auswahl, da alles von Tahiti mit Frachtern oder mit dem Kleinflugzeug herangeschafft werden muss. Dies erhöht natürlich auch die Preise.



Inselfrachter an der Pier von Apataki

Viele Fischerfamilien und Perlenzüchter leben auf den aussenliegenden Motus und sind für den Kontakt mit der Siedlung auf Motorboote angewiesen. Einzig die Gesundheitsversorgung macht einigen Inseln zu schaffen, da es laut einigen Zeitungsberichten schwierig ist, verwaiste Arztstationen zu besetzen. So verfügen einige Inseln im besten Fall über eine Krankenschwester und Nottfälle müssen in der Regel schnellstmöglich nach Papeete ausgeflogen werden.

SCHWARZE PERLEN

Unsere Fahrt von Ua Pou zu den Tuamotus verläuft schneller als geplant. Um nicht während der Nacht vor dem Pass in Apataki stundenlang warten zu müssen, laufen wir am Mittag das Atoll Manihi an und verbringen seit langem wieder eine ruhige Nacht vor Anker. Am nächsten Nachmittag machen wir uns dann auf zum knapp 60 Seemeilen entfernten Apataki.



Manihi: Sich nähernde Regenfront

Hier liegen wir still hinter dem nördlichen Riffsaum und geniessen das seit langem vermisste Schnorcheln und Spaziergänge entlang des Aussenriffs. Während zwei vollen Tagen schenken wir James, unserer Windfahnensteuerung, unsere volle Aufmerksamkeit. 10 Jahre und mehr als 20'000 Seemeilen hat sie uns zuverlässig auf Kurs gehalten und nun ist eine Totalrevision fällig. Wir benutzen die Vorteile des absolut ruhigen Ankerplatzes und zerlegen die Anlage komplett, reinigen sie und ersetzen alle Verschleisstteile.



James, unsere Windfahnensteuerung – anspruchslos wie er ist, kriegt er nur alle 10 Jahre eine Streicheleinheit...

Unser Handbuch erwähnt die Perlenfarm von Assam an der Ostküste von Apataki. Dort wollen wir noch hin, obwohl wir nach den zwei intensiven Arbeitstagen eigentlich gerne noch etwas länger ausgespannt hätten. Kurz vor dem Einachten reicht das Licht bei der Annäherung an die angegebene Bucht schon nicht mehr, um die gefährlich lauernden Untiefen anzuzeigen. Angespannt steht Karin auf dem Bugkorb, während ich am Schalthebel einen Mittelweg zwischen Geschwindigkeit und Sicherheit suche. Gerade als der Anker fällt, kommt uns ein offenes Motorboot entgegen. Es ist Alfred, der Sohn von Assam, welcher uns einweisen will und uns mit einem frisch gespeerten "Rouget" begrüsst.



Apataki: Perlenfarm von Alfred/Assam

Er lädt uns für den nächsten Tag herzlich zu einem Besuch seiner Perlenfarm ein. Dankend nehmen wir die Einladung gerne an.



Assam und Karin

Am nächsten Morgen treffen wir dann zuerst Assam, welcher das Perlengeschäft seit kurzem seinem Sohn übergeben hat. Assam selber kümmert sich noch um die vielen von ihm eigenhändig gepflanzten Fruchtbäume und Kokospalmen. Zudem versorgt er das ganze Atoll mit Eiern seiner über 100 Hühner. Später stösst Alfred zu uns und wir werden von ihm nach und nach in die Geheimnisse der Perlenzucht eingeführt.



Alfred zeigt uns, wie die Austern in einer sehr schwierigen Prozedur mit einem Nukleus (Kern) und einem Griffon (kleines Stück Muskelfleisch einer anderen Auster – die gewählte Farbe des Fleisches bestimmt die Farbe der Perle) geimpft werden.



Damit wir vom Vorgang überhaupt etwas mitkriegen, führt er diesen für uns extra an einer geöffneten Auster durch. Für den delikaten Eingriff bleibt den Spezialisten im Alltag nur ein etwa 5mm breiter Spalt und 30-40 Sekunden Zeit!!



Die Schwarze Perle ist im Gegensatz zur japanischen weisen Perle ein 100%-iges Naturprodukt, da der Kern (Nukleus) nicht aus Kunststoff, sondern ebenfalls aus Perlmutter besteht. Das Farbspektrum reicht von Schwarz über Stahlblau, Violett, Türkis bis zu Gelbgrün und ist eine wahre – wenn auch sehr teure – Augenweide.



Die Tausenden von Austernschalen werden getrocknet und weiterverarbeitet.



Ihre verkalkten Oberflächen werden an Diamantscheiben zuerst abgeschliffen und dann auf Hochglanz poliert. Diese werden als Schalen verwendet, durch Gravur zu Souvenirs umgebildet oder zur Schmuckherstellung gebraucht.



Herzlichen Dank Alfred für deine Gastfreundschaft und die interessanten Erklärungen!

Nach einem feinen Mittagessen fahren wir mit vielen neuen Eindrücken zu unserem Schiff zurück. Für den Abend verabreden wir uns mit Alfred zum Langustenfang auf dem Riff, was dann aber leider aufgrund des auffrischenden Windes mit entsprechendem Schwell ins Wasser fällt.

Allzu kurz ist unser Aufenthalt – aber die Wetterprognosen versprechen für den nächsten Tag über 20 Knoten und wir wollen diesen ausnützen. So bleiben uns vor meinem Wegflug in die Schweiz wenigstens noch 2 Tage Zeit in Papeete. Um 1300 Uhr passieren wir am nächsten Tag den unruhigen und aufgewühlten Pass Pakaka und nach einer erneut schnellen Überfahrt erreichen wir am 8. Juni vor der Morgendämmerung den Pass von Papeete. Neptun belohnt uns unterwegs noch mit zwei schönen Albacore-Thuns.

Bis zum nächsten Mal!
Rolf und Karin

